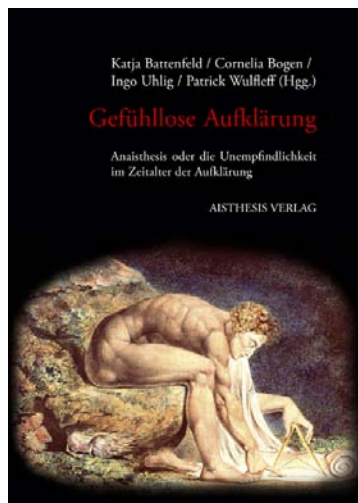


Leseprobe

Katja Battenfeld / Cornelia Bogen /
Ingo Uhlig / Patrick Wulfleff (Hgg.)

Gefühllose Aufklärung

Anaesthesia oder die Unempfindlichkeit
im Zeitalter der Aufklärung



AISTHESIS VERLAG

Bielefeld 2012

Abbildung auf dem Umschlag:
William Blake: *Isaac Newton* (1795).

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Aisthesis Verlag Bielefeld 2012
Postfach 10 04 27, D-33504 Bielefeld
Satz: Germano Wallmann, www.geisterwort.de
Druck: docupoint GmbH, Magdeburg
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-89528-854-8
www.aisthesis.de

Inhaltsverzeichnis

Danksagung	7
Einleitung	9
Cornelia Bogen (Halle) Die Unempfindlichkeit des Melancholikers. Funktion eines Nichtgefühls für Nosografie und Kriminalistik im 18. Jahrhundert	27
Barry Murnane (Dublin/Halle) Unempfindliche Nerven. Der pharmakologische Diskurs der Betäubung und die ‚Trockenlegung‘ des Körpers im 18. Jahrhundert	57
Patrick Wulfleff (Bochum) „ich will ein Ende haben mit der trockenen, todtten, ungefühligen, undanckbaren Zeit und Gemüths=Beschaffenheit“. Der Diskurs um die Möglichkeit aesthetischen und anaesthetischen Glaubens in den Liedern des Herrnhuter Gesangbuchs	79
Angela Holzer (Princeton) „aber wider die Unempfindlichkeit ist kein Mittel“. Stoizismus und Sensualismus in Winckelmanns Kunsthermeneutik	97
Lydia Butt (New York) Mitleid ex machina. Die Disproportion der Affekte in Sophokles' <i>Philoktet</i> im Spiegel von Lessings Theorie der Tragödienwirkung	117
Katja Battenfeld (Marburg) Positive Unempfindlichkeit in Wielands Biberacher Werken <i>Geschichte des Agathon</i> (1767) und <i>Musarion</i> (1768)	141

Susanne Gramatzki (Wuppertal)	
<i>L'art de séduire.</i>	
Die Verführung als anaesthetische Kunst und die Kunst als Anaesthesia	167
Ingo Uhlig (Halle)	
Produktive Anaesthesia im Roman und Drama der Genieepoche	197
Matthias Rothe (Frankfurt/Oder)	
Zur Erfahrung von ‚Abkopplung‘ (detachment) in Entwürfen sozialer Ordnung im 18. Jahrhundert	223
Maja Schepelmann (Marburg)	
Braucht der aufgeklärte Mensch Gefühle? Zur Rolle von Affektkontrolle und Gleichmütigkeit in der Konzeption der Gemütskräfte bei Kant	243
Martina Lücke (Connecticut)	
Bellizistische Anaesthesia. Preußischer Paradigmenwechsel im literarischen und militärtheoretischen Diskurs des 18. Jahrhunderts	269
Elisa Leonzio (Turin)	
Der empfindungslose Mensch und die Rehabilitierung der Sinne im psychologischen und literarischen Diskurs der deutschen Aufklärung	291
Bernd Hüppauf (New York/Berlin)	
Giftlauche und Elektrotrop. Desensibilisierung am Beispiel der frühen Froschexperimente	311
Zu den Beiträgerinnen und Beiträgern	343

Einleitung

Zur kulturellen Kodierung von Empfindungs(losigkeit)

Im Zusammenspiel von Vernunft und Gefühl konstituiert sich der ganze Mensch. – Seit man die Aufklärung unter diesem anthropologischen Gesichtspunkt untersucht, ihr also keinen einseitigen Rationalismus unterstellt, wird deutlich, dass die Epoche auch als eine Aufklärung der Empfindung beschrieben werden muss. Die Empfindung wird im 18. Jahrhundert als unverzichtbares Vermögen und Potential des Menschen herausgestellt, man entdeckt in ihr eine wesentliche erkenntnisleitende Instanz.¹ Empfindungen gelten als zuverlässige subjektive Regungen, sie sind argumentativ belastbar und finden Anschluss im kommunikativen Prozess. Die Auffassung, dass Empfindungen eine verlässliche und urteilsfähige Basis intellektueller Aktivität und rationaler Entscheidung sind, macht die Referenz auf das empfindende Subjekt in verschiedenen Wissensgebieten des 18. Jahrhunderts unverzichtbar. So erklärt sich die exponierte und funktional bald unumgängliche Rolle der Empfindungen in Bereichen wie der Privatreligion, der Seelenkunde, der Pädagogik, der Philosophie sowie der Sozialtheorie und schließlich in den Künsten.

Allerdings besteht die Möglichkeit solcher Zugriffe auf die Empfindung nicht universell und von Natur aus. Das Subjekt findet zwar in seinem Fühlen die Zeichen, die ihm im persönlichen und privaten Gebrauch sowie in weiter gefassten sozialen Bereichen Orientierung erlauben. Vorausgesetzt wird allerdings, dass es zunächst erfolgreich zu Fühlen gelernt hat. Es gibt infolgedessen einen mehr oder weniger kompetenten Gebrauch der

1 Vgl. prägnant Johann Gottfried Herder: Vom Erkennen und Empfinden der menschlichen Seele (1775). In: *Herder und die Anthropologie der Aufklärung*. Hg. v. Wolfgang Pross. München 1987. S. 580. Der Begriff „Empfindung“ als eine geistige und höchst subjektive Fähigkeit des Menschen, die sich vom sinnlichen und stärker objektiven Fühlen unterscheidet, wird im *Deutschen Wörterbuch* bereits auf Kaspar von Stieler ins 17. Jahrhundert zurückgeführt. Die Wortschöpfung „empfindsam“ geht auf den Übersetzer Johann Joachim Bode zurück, der für den in Sternes *Sentimental Journey* (1768) auftretenden Begriff „sentimental“ und das damit verbundene Empfindungsphänomen einen Begriff benötigte, der bisher im Deutschen nicht vorhanden war. Auf Lessings Rat hin entschied er sich für „empfindsam“.

Empfindung: So geht die kindlich naive Unfreiheit auf ein noch zu undifferenziertes Gefühl zurück, die Anfälligkeit für Empfindung und Affekte ist zu groß und wird vom Subjekt erst mit Erreichen der Adoleszenz überwunden. Eine Gattung wie der Bildungsroman macht sich ein solches Gefälle zunutze. Die Heldenfigur wird hier stets in Gefühlsdingen unterwiesen, es werden ihr Lehrerfiguren zur Seite gestellt, und das schlüssige Zusammenwirken von Empfinden und Erkennen wird wiederholt erprobt. Dabei ist man sich im Klaren, dass auch die normgerechte Empfindung weiter von Abweichungsphänomenen wie Schwärmerei, Empfindelei und Melancholie umstellt bleibt.

Generell entfaltet die Empfindung ihr Potential erst gänzlich, wenn das Subjekt ein entsprechendes pädagogisches, psychologisches oder ästhetisches Enkulturationsprogramm durchlaufen hat. Der Wert, den man im 18. Jahrhundert der Bildung und Regulierung des Gefühls zuspricht, legt zunächst einen grundsätzlich distanzierten Blick hinsichtlich der Natürlichkeit des Empfindungsphänomens nahe. Wer von Gefühlen, Empfindungen oder Emotionen spricht, sollte sich bewusst sein, dass darunter nichts Natürliches und Selbstverständliches zu verstehen ist. Dies gilt für die Erforschung der Gefühlskultur des 18. Jahrhunderts ebenso wie die gegenwärtige Konjunktur der Emotionsforschung. Gerade der Blick auf die intensive Auseinandersetzung mit der Empfindung im 18. Jahrhundert lehrt, dass Empfindungen ihre Geschichte haben, dass sie auf vielfältige Weise im Subjekt hervorgebracht und intensiviert werden können. Empfindungen können aus der religiösen oder pädagogischen Praxis, vor allem aber aus der Literatur und den literarischen Moden stammen. Niklas Luhmann verfolgte etwa die verbreitete Vorstellung der romantisch-empfindsamen Liebe zurück in die höfische Konvention der *amour passion*. Aus der hochartifizialen höfischen Figur wurde im 18. Jahrhundert zunächst eine Empfindungsweise, die von den bürgerlichen Oberschichten übernommen und gepflegt wurde. Von hier aus beginnt die Verbreitung des Konzepts der romantischen Liebe, das längst wie selbstverständlich, das heißt abgetrennt von seiner literarischen Herkunft, zur Codierung von Intimität herangezogen werden kann. Empfindungen konkretisieren sich in historischen Semantiken.² Sie sind komplexe diskursive Gebilde, zu ihnen gehören

2 Vgl. Luhmann, Niklas: *Liebe als Passion. Zur Codierung von Intimität*. Frankfurt a. M. 1982. Ders.: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*. Frankfurt a. M. 1997. S. 346.

Medien, Verfahren, Codes und Praktiken, die sie stabilisieren, intensivieren und die sie kommunizierbar machen. Man kann sie auf dem Weg der Nachahmung erlernen oder erst durch einen fremden, der fiktionalen Literatur entnommenen Hinweis in sich selbst entdecken und zu Bewusstsein kommen lassen. Dieses Argument einer äußerlichen und sekundären Herkunft bedeutet keineswegs, dass Empfindungen und Unempfindlichkeit immer suggestiv und eingebildet sein müssen, aber es bedeutet, dass schwer zwischen ihrer personalen bzw. psychomotorischen Basis und ihrer diskursiven Konstitution unterschieden werden kann. Das empfindende und insbesondere das *empfindsame* Subjekt des 18. Jahrhunderts kann seine Innerlichkeit und sein Selbstverständnis durch die Annahme und Übernahme zunächst äußerlicher Versatzstücke bilden. Gerade der Blick ins Jahrhundert der Empfindsamkeit zeigt, dass auch das individuelle Fühlen historische Wurzeln und Facetten hat, und dass es steter sozialer Erfassung, Versicherung, Reflexion und Regulierung bedarf.

Während die kulturelle Genese der Empfindung eine ausführliche Betrachtung in der Forschung erfahren hat, wurde das notwendige und zeitgleich entstehende Gegenbild der Anaisthesis (in der Art einer Matrize) merkwürdig unbeachtet gelassen oder vorschnell einem entgegenwirkenden Rationalismus zugeschrieben. Hier liegt das Desiderat, dem sich der vorliegende Band widmet: Die Beiträge zeigen, dass dieselben Wissensgebiete, die den Diskurs der Empfindung hervorbringen, in einer oft komplementären Dynamik deren ‚negative‘ Abbilder formieren. In der Psychologie, Religion, Anthropologie, der schönen Literatur, den bildenden Künsten und der Medizin des 18. Jahrhunderts richtet sich der Blick auf eine beharrliche Auseinandersetzung mit einer komplexen und facettenreichen Unempfindlichkeit.

Zum Stellenwert von Empfindung und Unempfindlichkeit in gegenwärtiger Forschung

Der vorliegende Band steht in einem breiten Forschungszusammenhang zur Theorie und Geschichte der Emotionen.³ Die gegenwärtige kulturwissenschaftliche Emotionsforschung widmet sich unterschiedlichsten Aspekten

3 Für einen Überblick über historische und gegenwärtige Theorien zur Emotion, vgl.: Cornelius, Randolph R.: *The Science of Emotion: Research and Tradition in the Psychology of Emotions*. New York 1996.

der Gefühle wie genderspezifischen Fragestellungen⁴, den ästhetischen und linguistisch-psychologischen Zusammenhängen von Sprache und Emotion⁵ oder von Film und Emotion⁶, den Emotionen als Ausdrucksform im Kunstwerk⁷ und den Emotionalisierungstendenzen in visuellen Massenmedien und Ausstellungen.⁸ Ferner wird die Rolle der Emotionen in der Genese eines öffentlichen Kommunikationsraums⁹ und in der Wissenschaftsgeschichte untersucht.¹⁰ Auch das Jahrbuch für Bildungsforschung widmet den jüngsten Band den Emotionen.¹¹ Intensiver erforscht wird nun ebenso, mehr als ein halbes Jahrhundert nach Lucien Febvres Forderung¹², die Rolle der Gefühle in der Geschichtswissenschaft¹³ und ihre Instrumentalisierung in

-
- 4 Rosenwein, Barbara: Gender als Analysekategorie in der Emotionsforschung. In: *Feministische Studien* 26 (2008). S. 92-106. Siehe auch den Forschungsbe- reich „Soziologie der Geschlechterverhältnisse“, Technische Universität Dort- mund.
 - 5 Jahr, Silke: Emotionen und Emotionsstrukturen in Sachtexten. Berlin 2000. Siehe auch: Graduiertenschule des Exzellenzclusters „Languages of Emotion“ (seit 2008) an der Freien Universität Berlin.
 - 6 Bartsch, Anne und Viehoff, Reinhold: The Use of Media Entertainment and Emotional Gratification. In: *Procedia – Social and Behavioral Sciences* 5 (2010). S. 2247-2255.
 - 7 Emmy Noether-Nachwuchsgruppe „Form und Emotion. Affektive Strukturen in der französischen Kunst des 19. Jahrhunderts und ihre soziale Geltung“ (seit 2010) an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz.
 - 8 Frevert, Ute und Schmidt, Anne: Geschichte, Emotionen und die Macht der Bilder. In: *Geschichte und Gesellschaft* 37 (2011). S. 5-25.
 - 9 Althoff, Gert: Empörung, Tränen, Zerknirschung: ‚Emotionen‘ in der öffent- lichen Kommunikation des Mittelalters. In: *Frühmittelalterliche Studien* 30 (1996). S. 60-79.
 - 10 Jensen, Uffa und Morat, Daniel (Hg.): *Rationalisierungen des Gefühls. Zum Ver- hältnis von Wissenschaft und Emotionen 1880-1930*. Paderborn 2008.
 - 11 Frevert, Ute und Caruso, Marcelo (in Vorbereitung) (Hg.): Emotionen in der Bildungsgeschichte. Strategien, Kontexte, Wirkungen. In: *Jahrbuch für Histori- sche Bildungsforschung* 18 (2012).
 - 12 Siehe dazu Rosenwein, Barbara H.: Worrying about Emotions in History. In: *The American Historical Review* 107.3 (2002). S. 821-845. Hier S. 821.
 - 13 Reddy, William M.: *The Navigation of Feeling. A Framework for the History of Emotions*. Cambridge 2001. Vgl. Benthien, Claudia, Fleig, Anne und Kasten, Ingrid (Hg.): *Emotionalität. Zur Geschichte der Gefühle*. Köln 2000.

der politischen Kommunikation.¹⁴ Mitunter vereint die Emotionsforschung als interdisziplinäres Feld Ansätze aus der Neurokognitionswissenschaft, der Hirnforschung, der Evolutionsbiologie, der (Wissens-)Psychologie und der Kulturwissenschaft.¹⁵

All diese aktuellen Forschungsprojekte betrachten Emotionen als analytische Kategorie (die nicht zuletzt an Max Webers soziologischen Grundbegriff des affektuellen Handelns erinnert) und betonen ihren erkenntnisleitenden und erfahrungsbezogenen Stellenwert für das individuelle Erleben *und* für das gesamte soziale Handeln bzw. für soziale Prozesse in Gesellschaften insgesamt. Kulturelle Sachverhalte können somit anhand der Emotionen und Empfindungen der beteiligten Akteure eine kausale und wissenschaftliche Erklärung finden. Gleichzeitig betont der soziale Konstruktivismus seit den 1970er Jahren die Kulturalität der Gefühle: Jedes Individuum wird in der Bandbreite möglicher Gefühlsäußerungen von kulturellen Praktiken, moralischen Sanktionen und gesellschaftlichen Erwartungshaltungen, also der jeweiligen Kultur, in der es lebt, geprägt.¹⁶ Weil in der neuesten Forschung den Emotionen insgesamt – kategorial gleichgesetzt mit dem Willen oder dem Verstand – Qualitäten zugeschrieben werden, die Einfluss auf alle kulturellen Äußerungen und Handlungen haben, wird auch nach dem *cognitive turn* in den 60er Jahren¹⁷ vom *emotive/emotional turn* gespro-

-
- 14 Reddy, William M.: Sentimentalism and Its Erasure: The Role of Emotions in the Era of the French Revolution. In: *Journal of Modern History* 72 (2000). S. 109-152. Vgl. Zeuch, Ulrike: *Umkehr der Sinneshierarchie. Herder und die Aufwertung des Tastsinns seit der frühen Neuzeit*. Tübingen 2000. Siehe auch: Ciompi, Luc und Endert, Elke: *Gefühle machen Geschichte. Die Wirkung kollektiver Emotionen – von Hitler bis Obama*. Göttingen 2011. Siehe auch: Forschungsbereich „Geschichte der Gefühle“ (seit 2008) am Max-Planck-Institut für Bildungsforschung, Berlin.
- 15 Vgl. z. B. Simone Winkos Überblick über die bisher tragenden Bereiche der Emotionsforschung wie Neurophysiologie, Soziologie der Emotionen oder Psycholinguistik in: *Kodierte Gefühle: zu einer Poetik der Emotionen in lyrischen und poetologische Texten um 1900*. Berlin 2003. S. 69-109.
- 16 Rosenwein: Worrying about Emotions in History (wie Anm. 12). Abs. 30.
- 17 Miller, George Armitage: The magical number seven, plus or minus two: some limits on our capacity for processing information. In: *Psychological Review* 63 (1956). S. 81-97. Siehe auch ders. und Galanter, Eugene und Pribram, Karl H.: *Plan and the structure of behavior*. New York, 1960. Vgl.: Broadbent, Donal: *Perception and Communication*. Oxford 1958.

chen.¹⁸ Er rückt das systematische Argument ins Blickfeld: Empfindungen und Emotionen erlauben einen tiefgreifenden Aufschluss über individuelles Handeln sowie über soziale und historische Vorgänge.

Aus diesem Forschungskontext heraus widmet sich der vorliegende Band der historisch ausgeprägten systematischen Präzisierung des Empfindungsphänomens im 18. Jahrhundert. Um dem Interesse an der kulturellen Konstruktion von Empfindung gerecht zu werden, müssen notwendig auch deren verdeckte Parallelen, die vermeintlich unerreichbaren und empfindungsfernen Bereiche in den Blick genommen werden. Dieser differenztheoretische Ansatz legt offen, dass die diskursiv überformten Gebilde der Empfindungen nicht ohne ihren stetigen Partner, den permeablen Bereich der Empfindungslosigkeit, existieren können bzw. sich Bildungsregeln herrschender Kodierungen aus dieser Partnerschaft ableiten lassen.

Anaesthesia – Begriff und Forschungslage

Im Rahmen eines kritischen Kulturverständnisses, in dem sich Kultur als ein Programm zur Etablierung von wesentlichen „Differenzen“¹⁹ versteht, kann die genaue Rekonstruktion der Etablierung und Bedeutung zentraler kultureller Konzepte einer historischen Epoche besonders dann erfolgreich sein, wenn die Differenz deutlich wird, die mit einem solchen prominenten Konzept gesellschaftlich eingeführt wird. Um über die „Empfindsamkeit“ und das „Gefühl“ im Zeitalter der Aufklärung mehr zu erfahren, als die bisherige Erforschung dieser Konzepte zu Tage gebracht hat, wird man mit guten differenztheoretischen Gründen bei den Gegenbegriffen und -konzepten suchen – also im Feld der *Unempfindlichkeit* und *Gefühllosigkeit*.²⁰

18 Anz, Thomas: Emotional Turn? Beobachtungen zur Gefühlsforschung. In: *literaturkritik.de* 8 (2006). http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=10267, Zugriff: 10.08.2011.

19 Schmidt, Siegfried J.: *Die Endgültigkeit der Vorläufigkeit. Prozessualität als Argumentationsstrategie*. Weilerswist 2010.

20 In der historisch-kulturwissenschaftlichen Forschung haben aktuelle Bucherscheinerungen und Veranstaltungen mit dem „differenztheoretischen“ Präfix *Un-* sowie *Nicht-* im Titel offensichtlich Hochkonjunktur. Vgl. Adler, Hans und Godel, Rainer (Hg.): *Formen des Nichtwissens der Aufklärung*. Laboratorium Aufklärung Bd. 4. München 2010. Vgl. ebenso Däumer, Matthias, Gerok-Reiter, Annette und Friedemann Kreuder (Hg.): *Unorte. Spielarten einer verlorenen*

In diesem Sinne kommt auch der *Anaisthesis*, einer Unempfindlichkeit oder Gefühllosigkeit, ein nicht unerheblicher Stellenwert in der Erforschung des Aufklärungsdiskurses zu. Die historische Emotionsforschung erfährt eine wesentliche Ergänzung: Es wird das komplexe Wechselspiel sichtbar, das sich zwischen Aufmerksamkeit und Ausblendung, zwischen Erregtheit und Gleichgültigkeit/Unlust, zwischen innerer Welt und Außendarstellung aufspannt. Erst dieser Blick auf die Komplexität der eingeführten Differenzpole „Gefühl/ Ungefühl“ oder „Empfindsamkeit/Unempfindlichkeit“ ermöglicht es, kulturelles Handeln zu verstehen.

Der Begriff der Anästhetik wurde insbesondere von Wolfgang Welsch in den 1990er Jahren zur Analyse zeitgenössischer, weniger historischer Phänomene in die kulturwissenschaftliche Diskussion eingebracht.²¹ Welsch setzt den Begriff als Negation von der Ästhetik ab und nimmt in stark verallgemeinerter Form die im 18. Jahrhundert mit Baumgarten geprägte Wortbedeutung auf. Ästhetik bezieht sich dann nicht primär auf das Kunstschöne, sondern meint „Wahrnehmungen aller Art“, die „sinnenhaften ebenso wie [...] geistigen, alltäglichen wie sublimen, lebensweltlichen wie künstlerischen“²². Anästhetik bezeichnet das Fehlen dieser Wahrnehmungsvermögen: „Während die Ästhetik das Empfinden stark macht, thematisiert Anästhetik die Empfindungslosigkeit – im Sinn eines Verlusts, einer Unterbindung oder der Unmöglichkeit von Sensibilität.“²³ Der Begriff umfasst damit sinnliche und kognitive Vermögen: „von der physischen Stumpfheit bis zur geistigen Blindheit“²⁴. Während in der Antike das Ideal der Anästhetik und des Übersinnlichen dominiert habe, so Welsch, hätte im 17. und 18. Jahrhundert im Zuge der Aufwertung der Sinne für die subjektive Wahrheitsbildung die Ästhetik eine Vormachtstellung in Anthropologie, Literatur und Staatskunde eingenommen.²⁵ Gleichwohl betont er, dass zu jeder Zeit Gegenbewegungen und Fragmentierungen stattgefunden hätten, weshalb keines der Ideale jemals in einer historischen Epoche vollends

Verortung. Bielefeld 2010. Vgl. auch Kirves, Martin, Kaufmann, Jürgen und Uhlmann, Dirk (Hg.): *Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit um 1800* (Tagungsband). Erscheint demnächst.

21 Welsch, Wolfgang: *Ästhetisches Denken*. Stuttgart 1990.

22 Ebd. S. 7.

23 Ebd.

24 Ebd.

25 Ebd. S. 26.

realisiert worden sei.²⁶ Im Sinne von „keine *aisthesis* ohne *anaesthesia*“²⁷ zeigt auch unser Band, dass eine partielle Unempfindlichkeit im Wahrnehmungsprozess bereits von den Zeitgenossen im 18. Jahrhundert als Bedingung dafür angesehen worden ist, einen bewussten Zugang zu bestimmten Empfindungen, Eindrücken und Sinneserfahrungen zu erhalten.

Anders als in der weitgefassten Bedeutung Wolfgang Welschs bezieht sich der Begriff der Anaesthesia, wie er im vorliegenden Band verwendet wird, in der Hauptsache auf den Bereich des Sinnlichen: Er meint primär ein sinnlich-emotives, kein logisch-kognitives Unvermögen. Damit soll keineswegs ausgeschlossen werden, dass sich diese Anaesthesia der „unteren Vermögen“ nicht in den „oberen“, geistigen auswirken kann. Das anthropologische Paradigma des ganzen Menschen²⁸ gibt grundsätzlich vor, dass untere und obere Vermögen in komplexen Wechselverhältnissen stehen, und dass dementsprechend zu einem Nicht-Empfinden ein Nicht-Erkennen oder Nicht-Wissen hinzukommen kann. Zunächst aber bezieht sich der Begriff auf Phänomene des Fühlens und Empfindens und nimmt damit die Wortbedeutung des 18. Jahrhunderts in einem enger gefassten Sinn auf, als dies bei Welsch der Fall ist: Wenn mit Aisthesis oder Ästhetik auf sinnliche und zunächst nicht auf logische Vermögen Bezug genommen wird²⁹, so stößt man bei der Frage nach der Anaesthesia zumindest im Ausgangspunkt auf Mangelphänomene in den unteren Vermögen.³⁰

26 Ebd. S. 29.

27 Ebd. S. 32, auch S. 30.

28 Schings, Hans-Jürgen (Hg.): *Der ganze Mensch. Anthropologie und Literatur im 18. Jahrhundert*. Stuttgart, Weimar 1994. Zur Rolle der Philosophen in der Frühaufklärung bei der Überwindung der Dualität von Geist und Körper bzw. Vernunft und Gefühl, vgl. James, Susan: *Passion and Action: The Emotions in Seventeenth-Century Philosophy*. Oxford 1997.

29 Vgl. zu Baumgartens Ansatz Adler, Hans: *Die Prägnanz des Dunklen. Gnoseologie, Ästhetik und Geschichtsphilosophie bei J. G. Herder*. Hamburg 1990. S. 30.

30 Das Beispiel, das in *Zedlers Universallexikon* für „Anaesthesia“ vorliegt, bezieht sich auf den Bereich des Tastsinns. Anaesthesia sei „der Mangel der Empfindlichkeit, wenn ein gelähmtes, oder mit dem kalten Brande behaftetes Glied, keine Empfindung mehr“ habe. Vgl. Anaesthesia (Lex. Art.) in: Erstes vollständiges Universal-Lexicon Aller Wissenschaften und Künste. Hg. v. Johann Heinrich Zedler. Halle und Leipzig 1732-1750, Bd. 2 (1732). S. 30.

Begriffsgeschichte der Unempfindlichkeit

Es gibt einige Hinweise, die den Begriff der „Unempfindlichkeit“ bis ins hohe Mittelalter zurückführen. Etwa nennt das *Deutsche Wörterbuch* das Adjektiv bzw. Adverb „unempfindlich“ im Sinne von „insensibilis“ zurückgehend auf eine frühe Verwendung durch Heinrich Seuse („uninphindantliho“). Auch passivisch hat es der hochmittelalterliche Theologe bereits in der Bedeutung von „dies ist mir unerfindlich“ / „daz ist mir unenphintlich“ verwendet.³¹ Erkennbar wird schon hier der Beitrag des emotionalen Prozesses zur kognitiven Leistung. Später findet sich im Neuhochdeutschen die Verwendung des passivischen Adverbs im Kontext einer Angelegenheit, die sich dem menschlichen Wahrnehmungs- und schließlich Erkenntnisvermögen entzieht.³² Mit dem Hintergrund eines heimlichen Geschehens waren Vorgänge der Unempfindlichkeit frühneuzeitlich ebenso verbunden wie mit einem Mangel an Wahrnehmungen bzw. Aufmerksamkeit.

Während diese ersten drei Bedeutungsmöglichkeiten in passivischer Weise zu verstehen waren, konnte ein Subjekt auch aktiv unempfindlich sein, sich unempfindlich stellen. So waren etwa einige Gläubige nach dem frühneuzeitlichen Prediger Johann Keiserberg gezielt unempfindlich gegenüber aller Gnade und Andacht.³³ Die absichtsvolle Unempfindlichkeit kannten auch die Menschen des 18. Jahrhunderts, wenn sie etwa von unerhörten Liebeswerbungen, Fürstenkälte oder Tugendlosigkeit sprachen.³⁴

Wer durch seine persönlichen Eigenschaften unempfindlich war, wurde nicht selten unter die Blödsinnigen und Einfältigen gerechnet bzw. als unfähig eingestuft, „sich von empfindungen bestimmen zu lassen“³⁵. Besonders hilfreich ist der Hinweis des *Deutschen Wörterbuchs*, dass das Gegenteil von empfindlich „nichtempfindlich“ sei. Der Begriff „unempfindlich“ sei eine Steigerung von „hart gegen etwas“ zu sein und eine Abschwächung des Begriffs „gefühllos“. Damit erklärt sich, dass das Adverb bzw. Adjektiv „unempfindlich“ stärker in einem ethischen bzw. psychologischen als in einem physiologischen Bedeutungsfeld zu suchen war.

31 Vgl. den Artikel: Unempfindlich. In: Deutsches Wörterbuch. Hg. v. Wilhelm und Jacob Grimm. Bd. 24. Berarb. von Karl Euling. Leipzig 1936. Sp. 461ff.

32 Johann Geiler von Keiserberg: „der glaub ist ain angeben der unempfindlichen dingen“, ebd. Sp. 462.

33 Ebd.

34 Ebd.

35 Vgl. ebd. Sp. 463.

Das Nomen „Unempfindlichkeit“ jedoch bezeichnet sowohl den Mangel an Empfindung als auch das vollkommene Gegenteil der „Empfindlichkeit“. „Unentphindlichait“ ist bis in die frühe Neuzeit belegt und verweist auf die Fehlgeleitetheit der Gläubigen als auch auf die körperliche Taubheit. Der Begriff deckt die körperliche Indolenz gegenüber Schmerzen ab sowie die Indifferenz gegenüber bestimmten Wahrnehmungen. Neben der mehrheitlich negativen bzw. neutralen Konnotation des Begriffs sind positive Auffassungen von Unempfindlichkeit historisch selten. Im *Adelung* eröffnet die Suche nach Phänomenen der „Unempfindlichkeit“ ein Spektrum negativer Konnotationen: Harte Herzen, verstörte Tiere, verstockte Personen, taube Glieder und Tränenlose werden als unempfindlich gekennzeichnet. Einzig die Personen ‚mit dickem Fell‘ haben eine schützende Unempfindlichkeit.³⁶

Zedlers Universallexikon unterteilt Unempfindlichkeit in eine physikalische und eine ethische Bedeutungsvariante.³⁷ Neben einem einleitenden Artikel zu Unempfindlichkeit findet sich dort eine ausführliche Beschreibung der medizinischen Unempfindlichkeit am Beispiel der Schlafkrankheit als auch ein weitreichender Artikel zur „geistlichen Unempfindlichkeit“. Es sei nur auf den allgemeinen Artikel verwiesen, der neben der physikalischen Unempfindlichkeit, die in eine Verletzung der Nerven und einen gänzlichen Ausfall der Sinne unterteilt wird, die moralische Unempfindlichkeit näher betrachtet. Gemäß christlicher Moral leuchte es ein, dass der Unempfindliche unfähig sei, Vollkommenes und Unvollkommenes zu unterscheiden, gleichsam nicht zwischen Gut und Böse trennen könne. Mit einem ergänzenden Hinweis auf die Leistungen der Stoiker, Megariker und anderer philosophischer Richtungen werden Konzepte der positiven Unempfindlichkeit angesprochen. Während man den Megarikern und ihrer Unempfindlichkeit gegenüber Unglück den Vorzug gibt, werden stoische Apathie sowie mystische Reinigungsversuche aus Sicht des Artikels verworfen.

36 Zu beachten sind die Ergebnisse des Sucheintrags „unempfindlich“ im Grammatisch-kritischen Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart. Hg. v. Johann Christoph Adelung. Leipzig 1774-1786 in der Online-Ausgabe (basierend auf der Ausgabe 1811) der Bayrischen Staatsbibliothek: http://lexika.digitale-sammlungen.de/adelung/suche/abfrage?schnellsuche=unempfindlich*&cx=6&cy=0, Zugriff: 11.08.2011.

37 Vgl. Unempfindlichkeit (Lex. Art.) in: *Erstes vollständiges Universal-Lexicon Aller Wissenschaften und Künste*. Hg. v. Johann Heinrich Zedler. Halle und Leipzig 1732-1750, Bd. 49 (1746). S. 1222-1253.

Diese historischen Entwicklungen der sprachlichen Entfaltung und des praktischen Gebrauchs von Begriffen wie Empfindlichkeit und Unempfindlichkeit machen deutlich, dass es sich hier um die Etablierung eines spezifischen emotionalen Kulturmusters handelt, das im 18. Jahrhundert seine feine Ausdifferenzierung erhalten hat und dessen diskursive und soziale Etablierung zu erforschen ist.

Fragestellung und Themenspektrum des Bandes

Wie die vorangegangenen Ausführungen zeigen, war die Unempfindlichkeit ein facettenreicher Begriff im 18. Jahrhundert, den die Zeitgenossen zumeist negativ konnotierten: Unempfindlichkeit erscheint als Kalkül (Religionsabwehr, Moral), als Aufmerksamkeitsmangel und als Schmerzlosigkeit (Nervenphysiologie), als Charakterschwäche (Tugendlosigkeit, Gefühlskälte, Gemütsfehler) oder als intellektuelles Defizit. Eher selten werden die positiven Eigenschaften der Unempfindlichkeit erwähnt, etwa wenn ein Mensch durch sie unangreifbarer gegenüber schädlichen äußeren Einwirkungen wird. Doch im zeitgenössischen Verständnis der Empfindungslosigkeit bzw. Unempfindlichkeit verbergen sich durchaus vielseitigere, positive und zuweilen schöpferische und strategische Momente, die – mehr als es die Wörterbucheinträge und die Etymologie andeuten – die Kultivierung spezifischer Unempfindlichkeiten mit sich bringen. Die Aufsätze des vorliegenden Bandes spiegeln dieses breite Panorama anaisthetischer Phänomene wieder. Dabei lassen sich drei thematische Bereiche bestimmen, in denen die Beiträge sich diesem Phänomen widmen. Ausdrücklich sei darauf hingewiesen, dass mit dieser Kategorisierung die Beiträge nicht in allen ihren Facetten getroffen sind, oft gehen ihre analytischen Ansätze über jene pragmatischen Grenzen hinaus.

I. Konstitution der Empfindung vor dem Gegenmodell der Unempfindlichkeit

Eine der Hypothesen, die zur Konzeption des vorliegenden Bandes führten, bestand darin, dass die Suche nach Phänomenen des Empfindungsmangels den Blick auf die Schauplätze der Konstitution, der Normierung und Diskursivierung von Empfindungen freigeben wird. Angesichts der Prosperität von

Empfindungsdiskursen im 18. Jahrhundert stellte sich die Frage nach Ansätzen und Manifestationen eines aufgeklärten Problembewusstseins für das Fehlen von Empfindungen bzw. für die (Un-)Produktivität, aber auch Latenz und Pathologie der Empfindungslosen. Damit wird ein genuin problemgeschichtlich gelagertes Forschungsdesiderat bearbeitet: Nimmt man die These einer engen funktionalen Anbindung von programmatischer Aufklärung an das Empfindungsphänomen ernst, so müssen Phänomene des Empfindungsmangels vielfältige Angriffspunkte einer aufgeklärten Korrektur zu erkennen geben. Es lässt sich etwa in der Bildung zeitgenössischer Hypothesen über das ideale Mittelmaß der Erregbarkeit auch eine Auseinandersetzung mit dem Mangel an Gefühl, Empathie oder Pathos nachzeichnen. In der Tat zeigt ein Teil der vorliegenden Aufsätze, dass die Empfindungsdiskurse im 18. Jahrhundert ein offensichtliches oder latentes Problembewusstsein für Zeichen des Empfindungsmangels ausbilden – z. B. wenn kulturelle Normen in der Auseinandersetzung mit individuellen Unempfindlichkeiten bestimmt, etabliert und gerechtfertigt werden. So beginnen in der Medizin Ärzte, psychosomatische Phänomene der Übererregung oder Asthenie näher zu untersuchen, die als *Normabweichung* oder schlicht *krank* thematisiert werden. Im Zentrum des Interesses zeitgenössischer Ärzte stehen dabei nicht in erster Linie Phänomene einer auf den gesamten Körper oder Geist bezogenen Empfindungslosigkeit. Vielmehr zeigt der Beitrag von Cornelia Bogen am Beispiel des Melancholiediskurses, dass die Zeitgenossen mit hoher Sensibilität und Nachdrücklichkeit einem Phänomen der partiellen Unempfindlichkeit auf der Spur sind. Diese kann entweder in Genialität oder Krankheit umschlagen, je nachdem, wie eine Person ihre Aufmerksamkeit operationalisiert, um neu einströmende Eindrücke mit bereits vorhandenen Ideen und Empfindungen zu verknüpfen. Darüber hinaus geht die Autorin der Frage nach, ob die Identifikation unterschiedlicher Grade der Unempfindlichkeit innerhalb psychischer Krankheitsbilder dazu beigetragen hat, die Professionalisierung von Nosologie und Rechtsprechung im 19. Jahrhundert vorzubereiten, denn die Frage der Unempfindlichkeit konnte nun zur Frage nach der Schuldfähigkeit werden.

In der Pharmakologie vollzieht sich die Bildung eines tragfähigen Empfindungskonzeptes dadurch, dass experimentell herbeigeführte Betäubungsphasen einer genauen Selbstbeobachtung unterzogen werden. Barry Murnane zeigt, wie der gezielte Einsatz des Opiums neue Einblicke in die Sensibilität der Nerven und die Reizbarkeit der Muskeln im menschlichen Körper ermöglichte. Dabei entdecken die Ärzte nicht nur physiologische

Wirkungen des Opiums, sondern auch eine psychoaktive Komponente, die auf die Urteilskraft des Verstandes wirkt. Murnane arbeitet das Spannungsfeld heraus, vor dessen Hintergrund die Sinnesbetäubung im pharmakologischen Selbstversuch einerseits neue Einblicke in die Beschaffenheit der Empfindungen erlaubt, durch das andererseits jedoch ein Methodenproblem hervorgerufen wird, da die Selbstbetäubung des Experimentators der „natürlichen“ Genese von Evidenz basierendem, objektivierbarem und rationalem Wissen innerhalb der Arzneiwissenschaft im Wege steht.

In der Religion, dies zeigt der Beitrag von Patrick Wulfeff, treten die Unempfindlichen insofern hervor, als sie in der Kritik empfindsamer Frömmigkeit stehen. Im bekannten *Gesang=Buch* etwa als einer Form gefühlsbetonter Frömmigkeitsliteratur wird seitens der Herrnhuter Brüdergemeine die Unmöglichkeit unsensiblen Glaubens aufgezeigt: Würde der Gemeinde ihre empfindsame Frömmigkeitspraxis vor allem von zeitgenössischen lutherisch-orthodoxen Theologen vorgeworfen, so wird in den Liedern des Herrnhuter Gesang=Buches für die ‚ungefühligen‘ Antagonisten echter Glaube gleichsam ausgeschlossen.

Die aufgeklärte Kunsttheorie setzt sich mit antiken empfindungslosen Darstellungen auseinander, die zwar Idealität verkörpern, sich aber einer emotionalen Rezeption nicht ohne Spannungen erschließen. So kann beispielsweise die Antikenrezeption Winkelmanns oder Lessings am Leitfaden der Unempfindlichkeit analysiert werden. Angela Holzer stellt in ihrem Beitrag die Frage, wie sich empfindungslose Schönheitsideale mit dem Kunstbegriff Winkelmanns verbinden bzw. vermitteln lassen. Nach Winkelmann haben Statuen ihre eigene Schönheit, weil sie Ideale der Stille und Emotionslosigkeit sind. Die Antike selbst aber muss emotional rezipiert werden. Sollen diese beiden Thesen zusammen kommen, muss die Antikenrezeption Winkelmanns unter einem Aspekt der „Unempfindlichkeit“ analysiert werden. Zwei Fälle höchster Schönheit stehen sich gegenüber: einmal in der göttlichen Eigenschaft, dem hohen Stil, ein andermal in der menschlichen Gelassenheit. Die dem Menschen mögliche Ausgeglichenheit wird problematisch überlagert. Nicht nur ist sie auf einem steinigen Weg zu erreichen, sondern auch schwer zu erkennen. Winkelmann bietet Lösungsansätze, die nicht im Trend der sensualistischen Empfindsamkeit zu sehen sind, sondern auf eine voreingenommene Bewunderung spekulieren, die der kultivierte Betrachter mit sich bringen müsse.

Dass Unempfindlichkeit auch ein Alarmsignal empfindsamer Ästhetik sein konnte, zeigt Lydia Butts Artikel zu Lessings Auseinandersetzung mit

der eigenen Mitleidsästhetik. Sophokles' *Philoktet* gab ihm Rätsel auf, denn körperlicher Schmerz in diesem starken Maß könne kein Mitleid erzeugen. Es fehle die Balance der Empfindungen zwischen Zuschauer und Akteur. Trotz der Versuche, die Perspektive der Zuschauer bzw. des Dramaturgen auf die antike Tragödie zu variieren, gelingt es Lessing nicht, den starken Kontrast zwischen empfindungslosen Akteuren und schreiendem Helden zu eliminieren, Lessings „Rettung“ wird, so Lydia Butt, zum spannenden Selbstgefecht.

II. Die Unempfindlichkeit und die Regulation der Gefühle

Über die verschiedenen Wissensbereiche hinweg rückt ein systematisches und mitunter stark strategisches Konzept der Empfindungslosigkeit in den Blick, das der Regulation und Kultivierung des Fühlens dient. Es kann sich hier um partielle Unempfindlichkeit handeln, die der Justierung eines bereits komplex ausgeprägten Empfindungsvermögens zu Hilfe kommt. So wird etwa im Bildungsroman und den Dichtungen Wielands die zeitweilige Unempfindlichkeit in den Dienst der glückenden Selbstbildung und Entscheidungsfindung des Helden gestellt. Im Kontext moralischen Verhaltens spielt partielle Unempfindlichkeit als unterstützender Bewältigungsmechanismus eine besondere Rolle, wie Christoph Martin Wieland in seinen beiden Werken *Geschichte des Agathon* und *Musarion* vorführt. Katja Battenfelds Artikel rekonstruiert, dass von Wieland eine Fertigkeit zur zeitweiligen Unempfindlichkeit in den Dienst der glücklichen Selbstbildung und Entscheidungsfindung gestellt wird. Einer Form der megarischen *apatheia* folgend kontern die Helden Wielands der ihnen bewussten pädagogischen Ungewissheit und betrachten in zeitweiliger Kaltsinnigkeit ihre Schicksalsschläge. Unempfindlichkeit als eine soziale Fertigkeit, die an moralischen Zwecken ausgerichtet ist, dient der Erziehung und Übung von moralischem Verhalten. Die derart geübten Charaktere erfahren eine optimistische Handlungsfreiheit, Gelassenheit und Selbstvertrauen.

Ebenfalls aus der Literatur stammen die Befunde, dass die libertine Kunst der Verführung eine psychologisch komplexe, aber dennoch weitgehend empfindungsfreie Heldenfigur erfordert: In ihrem Beitrag führt Susanne Gramatzki vor, wie Unempfindlichkeit zu einer wesentlichen Erfolgsbedingung in der Kunst der Verführung wird. Verführung ist im doppelten Sinne die vom Künstler oder vom Liebhaber ausgehende Bemühung um die

Täuschung des Gegenübers. Eigenes Verhalten wird mit ihrer Hilfe manipuliert, Empfindungen werden unterdrückt, um die bei Hofe und im Verführungsspiel erwartete Kaltsinnigkeit zu erhalten. Der Libertin erschafft sich als künstliches und empfindungsloses Produkt seiner selbst. Darin liegen Gelingen und zugleich Fluch der möglichen Eroberungen. Während Verhaltensratgeber die Unempfindlichkeit bei Hofe empfehlen und höfische Romane die Tragweite eines solchen Verhaltens in Beziehung zu Machtmechanismen setzen, entwickelt sich in der Kunsttheorie bei François Riccoboni oder Dennis Diderot die antisentimentalische Auffassung, der erfolgreiche Darsteller sei ein innerlich distanzierter Akteur, der im dialektischen Spannungsfeld zwischen Unempfindlichkeit und Gefühl das Spiel mit Emotionen aus unempfindlicher Warte zu dirigieren wisse.

Dem Phänomen einer bejahten und produktiven Unempfindlichkeit geht ebenfalls der Beitrag von Ingo Uhlig nach. Im Roman und im Drama ab den 1770er Jahren erscheint die Unempfindlichkeit als ein Charaktermerkmal, das ein Oppositionsverhältnis zum sentimentalischen und empfindsamen Heldentypus aufbaut. So lässt sich selbst in Goethes *Werther*-Erzählung ein Moment auffinden, in dem man den Helden unempfindlich und *nicht* leidend antrifft. Hier wird der Akt genieästhetischer Produktion möglich und ein Entwicklungspotential der Figur angedeutet. In einem zweiten Schritt widmet sich der Beitrag Schillers historischen Dramen und dramenpoetischen Reflexionen, hier wird das Ungefühl schließlich systematisch eingefordert, um einer historisch tätigen Figur Kontur zu verleihen. Die Dramatisierung politischer Handlungszwänge bringt einen Akteur hervor, für den Empfindung und sentimentalische Reflexion als zeitraubende Inkonsequenz erscheint. Das eingeschränkte und regelrecht vergessene Gefühl ist Begleiterscheinung der dramatischen Aktion und lässt sich noch im Progressionsmoment der klassisch-erhabenen Heldenfigur aufzeigen.

Auch außerhalb poetischer Texte finden sich eigenständige Diskurse einer systematischen Anaesthesia. So zeigt der Beitrag von Matthias Rothe wie in den Sozialtheorien der Aufklärung die Distanz zur Empfindung als wesentliches Moment in der Bildung und Stabilisierung sozialer Ordnung begriffen wird. Man erkennt einerseits, dass soziale Ordnungen durch Affektdynamiken konstituiert werden, andererseits aber bedürfen diese Ordnungen, um stabile Strukturen auszubilden, der Kontrolle und Regulierung der primären affektuellen Kräfte. Das Modell dieser kultivierten Unempfindlichkeit wird bemerkenswerter Weise aus der Sphäre der Kunstrezeption entlehnt: Es handelt sich um den Zuschauer im modernen Theater. In der Tat zeigen sich Theoretiker